Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Belastet durch Schweigen, durch Schreiben entlarvt

Ein imaginäres Gespräch

Ernst und Reinhardt haben ein neues Thema. Der Angriff Wolf Biermanns auf den Lyriker Sascha Anderson, der ein Spitzel war, und das Gesetz über die Stasi-Akten, das erlaubt, die Zuträger und Denunzianten namhaft zu machen, sorgten für Unruhe. Notwendig sei, was im Fall der Nazi-Vergangenheit versäumt wurde: die Aufarbeitung von Fehlverhalten, moralischer Schuld und menschlichem Versagen. Es ist eine Arbeit, die nur von den Betroffenen, den Tätern wie den Opfern, geleistet werden kann, und sie ist schwer genug. Es gibt bis jetzt nur wenig literarische Texte, die einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit leisten. Und da, wo diese Arbeit angeblich in Angriff genommen wurde, in dem Buch «Abspann» des Schriftstellerverbands-Präsidenten Hermann Kant, wohnt man einer unfreiwilligen Selbstentlarvung durch Schreiben bei.

ERNST: Der Fall des Rektors der Humboldt-Universität in Berlin hat ein beunruhigendes Phänomen hervorgebracht. Prominente Autoren, darunter Christa Wolf und Stefan Heym, setzen sich für den Theologieprofessor ein und reden von Rufmord, die Studenten solidarisieren sich mit Heinrich Fink und protestierten gegen seine Entlassung, der er Widerstand leistet. War er denn nicht eine Vorzeigefigur des SED-Regimes? Sind etwa die ziemlich eindeutigen Stasi-Dokumente falsch interpretiert worden? Vielleicht hat er ja versucht, als Theologe und geachteter Hochschulrektor eine vertretbare Haltung innerhalb der Verlogenheit des Systems einzunehmen. War er etwa einfach viel zu naiv, als er noch 1989 auf der «Europäischen Ökumenischen Versammlung» in Basel den demokratischen Charakter des Wahlsystems in der DDR hervorhob und damit bei seinen westlichen Brüdern und Schwestern grosse Glaubensbereitschaft fand, gerade zu dem Zeitpunkt, da in der DDR der grösste Wahlbetrug stattfand?

REINHARDT: Ich verstehe die Empörung gegen das Vorgehen des Wissenschaftssenators von Berlin sehr gut. Er hat den Rektor aufgrund

einiger Akten, die ihm von der Gauck-Behörde zugesandt wurden, sofort entlassen, ohne ihn auch nur anzuhören. Vielleicht sollte man die Dinge etwas subtiler angehen. In Rektor Fink sehen viele ehemalige Bürger der DDR, auch solche, die in Opposition standen, eine Symbolfigur, in der verkörpert ist, was ihnen noch etwas Identität gibt, DDR-Identität nämlich, die sie nicht verlieren möchten. Vielleicht ist sein Fall für sie eben der Fall eines exemplarischen DDR-Bürgers. Sie wehren sich dagegen, dass er an den Pranger gestellt werden soll, weil er nicht gegen den Sozialismus war. Er war vielleicht nicht kritisch genug; aber er sah sich im Dienst einer im Grunde doch guten Sache.

ERNST: Das genau ist das Phänomen, das mich beunruhigt. Heinrich Fink hat ja selbst in einem Gespräch, das er, wohlgemerkt, mit Hermann Kant führte und das im Dezember 1990 in der Zeitschrift des damals in Auflösung befindlichen Schriftstellerverbandes der DDR erschien, von sich gesagt, er möchte das Vergangene festhalten, um aus alten Fehlern keine neuen entstehen zu lassen. Der Umgang mit der eigenen Vergangenheit ist es, der hier zur Debatte steht. Sie kann in Fällen wie diesem nicht ohne Konsequenzen sein.

REINHARDT: Wieso wohlgemerkt? Hermann Kant war Heinrich Finks Marxismuslehrer, als er studierte. Und meinen Sie denn, was die Bundesrepublik nach der Vereinigung in den fünf neuen Bundesländern anstellt, sei besonders geeignet, die Bereitschaft zu Gewissensprüfungen zu befördern? Dieser Prozess der Selbstbesinnung und der daraus erwachsenden Konsequenzen hat ja nach 1945 im Westen Deutschlands auch nicht übermässig stattgefunden, während man der DDR vielleicht zugutehalten sollte, dass da nach dem Zusammenbruch des Hitlerreichs ein neuer Anfang versucht worden ist.

ERNST: Natürlich, diese Argumentation spielt mit, und sie spielt auch in die literarischen Versuche hinein, die DDR-Vergangenheit – wie man zu sagen pflegt – zu bewältigen. Die Thematik erstreckt sich ja über einen grossen Teil dessen, was man bis jetzt die DDR-Literatur genannt hat: Antifaschismus zuerst, Geschichten vom heroischen und verlustreichen Kampf im Dienst der Partei, und dann Geschichten vom Aufbau des Sozialismus. Da waren sie alle sehr beredt, die Schriftstellerinnen und Schriftsteller der DDR, und Hermann Kant strickt in seinen allerneusten Erinnerungen sogar noch immer die gleiche Masche. Aber ich will zugeben, dass ich Autoren wie Franz Fühmann, Christa Wolf, Jurek Becker oder Christoph Hein manchen Einblick in die Seelenlage von Menschen danke, die das proklamierte Ziel bejahen, aber die Staatsmacht, der sie auf dem Weg dahin beistehen sollen, in Praktiken verstrickt sehen, die vom Ziel wegführen. Wieso schweigen sie jetzt? Zweifeln sie endlich auch am Ziel? Oder zweifeln

sie natürlich nicht daran, aber wissen noch nicht, wie sie das begründen könnten? Die Funktionäre wie Krenz und andere, auch der Spionagechef Wolf, haben längst ihre Memoiren präsentiert, und neuerdings ist ja auch der Schriftstellerpräsident Kant mit seinem Rechtfertigungsschmöker auf dem Markt. Aber seine Wortschwälle verstärken nur noch das unheimlich lastende Schweigen. Und dann ist da auf einmal diese Solidaritätswelle zugunsten eines Universitätsrektors, der meinetwegen nicht bloss ein Profiteur fragwürdiger Verhältnisse, aber doch zweifellos auch nicht gerade ein Vorbild ist.

REINHARDT: Bringen Sie bitte die Dinge nicht durcheinander! Seit wann denn wäre es moralisch verwerflich, für den Sozialismus einzustehen? Hier geht es doch einzig darum, Spitzel und Denunzianten auszugrenzen, die selbst ihre Freunde und Verwandten verrieten, um bei der Staatsmacht Liebkind zu sein. Ich halte es nicht für wichtig, sie auch noch zu bestrafen.

ERNST: Wenn es nur so einfach wäre, die Spitzel und Denunzianten von den gutgläubigen Freunden dieses Sozialismus zu unterscheiden. Hat man ihnen denn nicht von früher Kindheit an eingetrichtert, hat man ihnen nicht, zum Beispiel auch in Lehrstücken von Brecht, eine neue Moral verpasst, wonach die gute Sache über allen moralischen Bedenken, das Kollektiv über allen individuellen Bedürfnissen stehe? Wenn sie also gute Kommunisten sein wollten, mussten sie sich genau so verhalten, wie es die inoffiziellen Mitarbeiter der Stasi getan haben.

REINHARDT: Das ist eine Unterstellung und gehört in die Mottenkiste des Antikommunismus. Der Sozialismus, den insbesondere die Schriftsteller, zum Beispiel Christoph Hein, Christa Wolf und andere meinen, ist der Sozialismus mit menschlichem Gesicht, der dritte Weg. Diese Autoren haben viele Kollegen in der ganzen Welt, die ähnlich denken.

ERNST: Günter Grass zum Beispiel, der Sozialphilosoph Jürgen Habermas und die linke Intelligenz, die in all den Jahren nicht müde wurde, den Antikommunismus zu verhöhnen? Natürlich, ich habe es nicht vergessen: Als die Mauer fiel, postulierten diese Leute in Kundgebungen und Aufrufen einen neuen Anfang, den Fortbestand der DDR und ein neues sozialistisches Experiment. Sie stellten sich tatsächlich vor, es gehe jetzt darum, die wahre Alternative zur Bundesrepublik zu schaffen. Begreiflicherweise sind sie seither etwas schweigsam geworden, weil sich die Dinge ganz anders entwickelt haben.

REINHARDT: Weil die DDR von der Bundesrepublik buchstäblich überfahren wurde. Es gibt darüber sehr wohl literarische Zeugnisse. Ich nenne nur «Die Birnen von Ribbeck» von Friedrich Christian Delius, eine Erzählung, die Ihnen vielleicht helfen wird, das zu begreifen, was Sie

DDR-Nostalgie nennen. Vielleicht verstehen Sie nach der Lektüre dieses Textes sogar die Solidarisierung mit dem Rektor Fink von der Humboldt-Universität. Sie kennen das Gedicht von Theodor Fontane, das von dem Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland erzählt, wie er den Mädchen und Buben im Dorf Birnen schenkt und – wohlwissend, dass sein Sohn ein Knauser ist – darum bittet, man möge ihm selbst eine Birne mit ins Grab geben. Von dem Birnbaum, der sich jetzt dort erhebt, wo der alte von Ribbeck begraben liegt, wispert's bei Fontane: «Wist 'ne Beer?» Ja, und nun also erzählt Delius, wie es auf dem Gut des Alten, das natürlich eine LPG geworden ist, nach der Wende zu- und hergeht. Die Westberliner fahren mit ihren teuren Schlitten ins Haveldorf hinaus, wollen mit den befreiten Brüdern und Schwestern feiern, bringen Bier und Birnengeist mit, Videokameras, mit denen sie ihren Tanz um einen jungen Birnbaum festhalten. Denn das haben sie sich ausgedacht, Fontane zu Ehren: Sie pflanzen im Vorgarten des Altenpflegeheims ein Birnbäumchen und feiern die Wiedervereinigung. Aber Delius erzählt es aus der Sicht eines Ribbeckers, eines Befreiten also, der sich so seine Gedanken macht. Da können Sie nachlesen, was die so etwa denken. Es hat mit Ideologie, mit Sozialismus oder Marktwirtschaft und all dem Zeug herzlich wenig zu tun. Ist ja schon recht, dass ihr hier seid, sagt er etwa. Aber wie ihr das macht, wörtlich: «kaum geht die Grenze auf, da hupt es, und ihr steht mitten auf dem Hof, latscht durch unsere Gärten wie Besatzer und schafft es in wenigen Tagen, mit den mächtigen Markstücken uns die Ruhe zu nehmen.» Da befreit sich einer von seinem Frust über die Lasten, die der Bevölkerung in der DDR auferlegt waren, während die Deutschen in der Bundesrepublik die Früchte ihrer Arbeit geniessen konnten. Ich denke, da ist auch eine Erklärung dafür zu finden, warum man in den neuen Bundesländern nach der ersten und rasch vorübergehenden Euphorie nicht so leicht von dem lassen will, was einen – allen Widrigkeiten zum Trotz – an die gelebten vierzig Jahre bindet. Damals, nach dem Krieg, mussten sie wirklich umlernen. Was sie vorher gedacht hatten, war Unkraut, was man sie gelehrt hatte, war verdächtig. Immer sollten sie dankbar sein, dass sie von der Barbarei des Faschismus befreit worden waren. Und jetzt also war auch das wiederum alles falsch? «Macht keine Witze mit uns», sagt der Mann, «wir machen schon selber keine mehr.»

ERNST: Die Idee, an Fontanes Gedicht vom Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland die Kluft sichtbar zu machen, die zwischen West und Ost auch nach der Vereinigung der Deutschen besteht, ist originell und beziehungsreich. Laut Lehrplan durften die Kinder des versunkenen Staates DDR nichts von freundlichen alten Feudalherren hören, und nun, da man sie mit einem Fest daran erinnert, bekommen sie gleich einen ersten Eindruck von den neuen freundlichen Herren. Aber Friedrich Christian

Delius ist ja nun kein «Ossi», er ist 1943 in Rom geboren, er hat in der Bundesrepublik studiert, war Lektor bei Wagenbach und im Rotbuch-Verlag. Seine Rollenprosa mag auf guter Kenntnis der Stimmung in Ribbeck und anderswo beruhen; ich wundere mich nur, dass eine Stimme dieser Art nicht aus den Reihen der DDR-Autoren kommt. Die wären doch eigentlich eher berufen, über allfällige Verlustgefühle zu schreiben.

REINHARDT: Sie können nun wirklich nicht behaupten, es gebe diese Stimmen nicht. Vielleicht zählen Sie Monika Maron nicht mehr dazu, weil sie ja seit einigen Jahren in der Bundesrepublik wohnt. Aber da gibt es doch Essays von Christoph Hein, es gibt sie von Günter de Bruyn, nicht zu vergessen den umfangreichen Lebensbericht von Hermann Kant.

ERNST: Den wollen wir lieber nicht im gleichen Atemzug nennen. Und Hein, könnte ich mir denken, ist von den Medien herumgereicht, zu Vorträgen und Preisreden engagiert worden, so dass er vermutlich kaum noch wusste, wo ihm der Kopf stand. Das merkt man seinen Texten an. Ich würde die Sammlung «Die fünfte Grundrechenart» jedenfalls nicht mit den besonnenen und glänzend formulierten Aufsätzen über deutsche Befindlichkeiten vergleichen, die Günter de Bruyn unter dem Titel «Jubelschreie, Trauergesänge» veröffentlicht hat, ein Titel, der genau bezeichnet, wovon wir reden. Auf Monika Marons Roman «Stille Zeile sechs» will ich gern eintreten, und wenn es denn sein muss, auch auf Hermann Kant, obgleich ich meine, sein Plädoyer in eigener Sache, genannt «Abspann», sei zur Erklärung der DDR-Nostalgie untauglich.

REINHARDT: Aber was sagen Sie denn zur «Verteidigung der Kindheit» von Martin Walser, diesem grossen Roman, von dem man gesagt hat, er sei Geschichtsschreibung des Alltags, der Leiden und Taten derer, um die sich die Geschichtsschreibung nicht kümmere ?

ERNST: Ich kann nicht viel dazu sagen; ausserdem ist das ja auch das Buch eines Autors diesseits der früheren Staatsgrenze. Mit viel Anteilnahme und Vertiefung in die Details erzählt Walser die Geschichte eines jungen Mannes von drüben, der seine Mutter über alles liebt, der begabt ist und das Leben bestehen will. Seine Kindheit durchlebt er in Dresden, seine Jugend in Leipzig; später lernt er auch die Bundesrepublik kennen. Es wird einsehbar, dass er seine Kindheit und Jugend gegen die Gegenwart verteidigen möchte.

REINHARDT: So wenig wie wir selbst können die Bewohner der ehemaligen DDR ihr früheres Leben wegwerfen. Dass sie Erinnerungen haben, die ihnen teuer sind, sollten wir ihnen wünschen, und was mich betrifft, so zweifle ich nicht daran, dass sie sie haben. Es wäre eine arrogante Dummheit, sie für alles und jedes verantwortlich zu machen, was Moskau und seine

deutschen Statthalter mit ihnen veranstaltet haben. Selbst wenn sie sich arrangierten – hätten Sie das unter gleichen Umständen etwa nicht getan? Alfred Dorn, dessen Lebensgeschichte Walser erzählt, ist ein ganz unpolitischer Mensch, deshalb wahrscheinlich hat er bei der Prüfung in Leipzig in Gesellschaftswissenschaften ein «Ungenügend» und muss sein Studium der Rechtswissenschaften in Westberlin fortsetzen.

ERNST: Was Walser erzählt, ist eine ausführliche Chronik, eine Geschichtsschreibung des Alltags, wie Sie das genannt haben, vielleicht mit einem Helden, der nicht unbedingt auf unser Interesse zählen kann. Aber da würde ich einräumen, dass das von Leser zu Leser verschieden sein mag. Immerhin, Alfred Dorn sagt – und das ist nur ein einziger von zahlreichen ähnlich lautenden Aussprüchen – , das Fortschreiten der Zeit bringe mehr Schlimmes als Gutes. Man müsse die Gegenwart daran hindern, Vergangenheit zu werden. Drückt sich darin nicht vielleicht mehr aus als die Weigerung eines Muttersöhnchens, endlich erwachsen zu werden? Politisch passt sich Dorn nicht an, und auch sonst muss man sagen, er gehöre eigentlich nirgends dazu, weder im Osten noch im Westen. Ist das eine verdeckte Form von Widerstand? Ich meine, für die ehemaligen Bürger der DDR, für die endlich die triste Gegenwart des real existierenden Sozialismus Vergangenheit geworden ist, kann man ihn weder typisch noch ein Vorbild nennen. Und die Frage, wie weit man mit dem «Sicharrangieren» gehen konnte, ist damit auch nicht beantwortet. Wenn Günter de Bruyn in einem seiner Essays des Bandes «Jubelschreie, Trauergesänge» seiner Scham darüber Ausdruck gibt, dass er sich – als Bibliothekar in der jungen DDR – nicht gewehrt hat, als die Weisung erging, alle pazifistische, kosmopolitische und dekadente Literatur – es sind genau diese Vokabeln, die der Befehl enthielt – aus den öffentlichen Bibliotheken auszusondern und in die Papiermühlen zu bringen, dann ist das ein Beispiel wacher Sensibilität. Er fühlt sich noch heute durch sein Schweigen belastet; denn es handelte sich da um Werke wie das von Freud, von Döblin, Gide, Kafka, man war also aufgefordert, Hitlers Bücherverbrennung mit andern Mitteln fortzusetzen. Oder denken Sie an Erich Loest, einen Autor, der nach dem Krieg, den er als fanatischer Werwolf beenden wollte, den Neubeginn in der DDR mit Romanen und Erzählungen begleitete, in die er sein Vertrauen in die sozialistische Utopie einbrachte. Inzwischen hat er Erfahrungen gemacht, den 17. Juni, den Ungarn-Aufstand, seine Verurteilung zu Zuchthaus wegen seiner abweichenden Anschauungen, die brutale Unterdrückung des Prager Frühlings. Schliesslich zog er daraus seine Konsequenzen. Es ist keine Schande, das Gute zu wollen; aber es ist im höchsten Grade fragwürdig, die Augen vor dem zu verschliessen, was unter diesem Vorwand an Generationen von Menschen verbrochen worden ist.

REINHARDT: Auch wenn man sie nicht davor verschloss, gab es Gründe, nachsichtig gegenüber den Gründervätern der DDR zu sein. Im Roman «Stille Zeile sechs» lässt Monika Maron ihre Heldin sagen, sie habe begriffen, dass alles vom Tod Beerenbaums, und das heisst: des Vertreters dieser Generation, abhing. «Erst wenn ihr Werk niemandem mehr heilig war», so heisst es da wörtlich, «wenn nur noch seine Brauchbarkeit entscheiden würde über seinen Bestand oder seinen Untergang, würde ich herausfinden, was ich im Leben gern getan hätte. Und dann würde es zu spät sein.» Der Zwiespalt einer mittleren Generation ist da anvisiert. Beerenbaum ist einer von der alten Garde der führenden Antifaschisten und Gründer der DDR. Nach einem Schlaganfall kann er seine rechte Hand nicht mehr gebrauchen. Er benötigt eine Schreibkraft, um seine Memoiren aufzuzeichnen. Die Ich-Erzählerin, kritisch und zum Teil in Opposition gegen das Regime, nimmt den Job an. Ihr Bericht ist der Roman.

ERNST: Ein Buch, das nicht nur den Widerstreit zwischen den Generationen in der ehemaligen DDR darstellt. Beerenbaum, Opfer der Nazis, wird im sozialistischen Staat zum Täter; Rosalind, seine freiberufliche Schreibkraft, muss sich zu den Opfern der neuen Mächtigen zählen. Sie will ihm nur ihre Hand, nicht ihren Kopf zu Diensten halten. Indessen ist das, was Rosalind über ihre eigene Jugend mitteilt, mindestens so wichtig. Sie erzählt von den Bemühungen ihres Vaters, ihr «das Bollwerk des Sozialismus« als Schutz gegen die «imperialistischen Kriegstreiber» zu erklären. Und sie erzählt von ihrem wachsenden Widerstand, von Fragen, die sie dem Vater stellte. Haben Sie auch mitbekommen, wie Monika Maron den Strafbefehl und seine Ausführung beschreibt, wonach der Vater Rosalinds, Schuldirektor von Beruf, wegen Disziplinlosigkeiten in einer Schule den Aufmarsch zum 1. Mai fünfmal von den Schülern proben lassen muss? Ganz besonders pikant: Auf der Höhe des Hauses, in dem der Schriftsteller Stephan Hermlin wohnt, schlagen sich einige unter Rosalinds Führung in die Büsche, und wenn sie nicht verpetzt worden wären, hätte wahrscheinlich niemand ihre Absenz bemerkt.

REINHARDT: Was soll daran pikant sein, dass die rebellischen Schüler in der Nähe von Stephan Hermlins Domizil abhauen? Dort waren offenbar die topographischen Bedingungen am günstigsten, unbemerkt abzuhuschen.

ERNST: Dass das ohne gezielte Anspielung auf den Ästheten und Schönredner gesagt sei, glauben Sie doch selber nicht. Hermlin ist einer von denen, die durch ihre Lebensgeschichte wie durch ihre Gedichte und Erzählungen, die sie daraus gewannen, den Mythos DDR geschaffen haben. Dagegen ist diese Stelle ganz ohne Frage gerichtet. Sie wissen doch, dass Monika Maron in einem brillanten polemischen Artikel die Zelebritäten des untergegan-

genen Regimes gebeten hat, doch endlich zu schweigen. Das richtet sich gegen die Memoirenschreiber von Wolf bis Krenz und Schabowski, aber es richtet sich besonders auch gegen die literarischen DDR-Zelebritäten, vor allem gegen Hermann Kant und seinen «Abspann.»

REINHARDT: Ich finde diesen Wunsch falsch, undemokratisch, wenn Sie wollen, jedenfalls unfair. Wieso soll ein Hermann Kant, ohnehin seit langem schon der Buhmann der oppositionellen Linken (von der antikommunistischen Rechten braucht man ja schon gar nicht zu reden!), nicht das Recht haben, sich zu verteidigen und die Haltung, die er in all den Fällen, die man ihm vorwirft, zu rechtfertigen?

ERNST: In diesem Fall von Fairness zu sprechen, finde ich ein starkes Stück. Aber bitte, kein Mensch spricht Kant das Recht ab, sich zu rechtfertigen. Es geht eher um Taktgefühl, wenn schon nicht um Scham. Die Art, in der sich Hermann Kant auf den mehr als 500 Seiten «Erinnerung an meine Gegenwart» an den Fakten vorbeidrückt, die man ihm vorwirft, ist schlicht widerwärtig. Offenbar kann er nicht anders, offenbar verwandelt sich in seiner Schreibstube alles zu seiner eigenen Verherrlichung. «Abspann» ist ein durch und durch eitles und zudem unernstes Wortgewölk. Sein Verfasser kann, wenn er auf heikle Vorgänge zu sprechen kommt, nicht davon lassen, den Spassmacher zu spielen, munter von «einem gewissen Loest» oder einem «Herrn Biermann» zu reden, die beide natürlich gar nicht geahnt haben, welche Schwierigkeiten sie dem Präsidenten des Schriftstellerverbandes verursachten. Er hat sie doch alle gegen oben abgeschirmt, er hat um ihre Rechte doch gekämpft.

REINHARDT: Haben Sie denn dieses Buch nur gerade nach den Stellen abgesucht, an denen Dinge zur Sprache kommen müssten, die für Hermann Kant vielleicht etwas peinlich sein könnten? Er erzählt ja doch auch von seiner Kindheit in Hamburg und Umgebung, von den politischen Gesprächen zwischen dem Vater und dem Onkel, von der frühen Erfahrung, dass es Klasssenschranken gibt, auch von der Jugend im Dritten Reich und vom Krieg in Polen, von der Gefangenschaft und von seinem Lernprozess.

ERNST: Zugegeben, da versteht man immerhin, wie es zu dieser Biographie kommen konnte. Aber wenn denn also das Unrecht und die Grausamkeiten, die Hitlers Soldaten in Polen begingen, das Gewissen dieses Schriftstellers belasten, so dass er in einigen seiner Werke immer wieder darauf zurückkommen muss, wie erklärt sich dann, dass dieses gleiche Gewissen stumpf bleibt, völlig unberührt von den Ungerechtigkeiten, Verfolgungen und Scherbengerichten, von der Zerstörung menschlicher Existenzen im Namen des Sozialismus, die man – als sie nicht mehr zu verbergen waren – bequemerweise Stalin anlastete? Wie kann einer, der angeblich für Menschenwürde und Frieden angetreten ist, wenn er auf den Golfkrieg zu

sprechen kommt, gerade ein paar kesse Witzchen machen, Bush und Hussein zu «Hush und Bussein» kontaminieren und fast im gleichen Atemzug neidisch auf Biermanns Erfolg im Westen anspielen, während ihm, dem Schreiber, die «Biermann-Zeit» nur Verluste bringe?

REINHARDT: Sie tun so, als wäre es nicht im höchsten Grade gefährlich gewesen, gegen den Willen Ulbrichts oder gegen das Zentralkomitee unter Honecker aufzumucken. Da kam es auf Wendigkeit, auf die Kunst verzwackter Formulierungen an, auf Anpassung mit dem Ziel der Umgehung.

ERNST: Sie wollen sich hoffentlich nicht zum Anwalt eines Mannes machen, der zu seiner eigenen Verherrlichung Episoden aneinanderreiht, von denen jede einzelne nichts weiter als seine Untertanenmentalität, um nicht zu sagen: seine Servilität belegt. Für Wendehälse hat er hochmütig die noch treffendere Vokabel «Spiralhälse» erfunden; dass er selber eine Radfahrerkreatur ist, die nach oben buckelt und nach unten tritt, ist seiner Aufmerksamkeit entgangen. Tatsächlich kommt er sich angesichts der zwei dunklen leeren Limousinen, die trotz Rotlicht über eine Kreuzung Richtung Zentralkomitee «fegen», in seinem Volvo wartend wie Wilhelm Tell vor. Das sind seine Worte.

REINHARDT: Gut, aber finden Sie nicht, dass «Abspann» trotz den Vertuschungen und Verwedelungen, die Sie dem Verfasser vorwerfen, ja vielleicht gerade wegen seiner etwas wortreichen Selbsterklärungen die Lage und die sehr bedingten Freiheiten der Schriftsteller in der ehemaligen DDR dem Leser nahebringt?

ERNST: Darauf zähle ich. Das Buch liegt tatsächlich schon in zweiter Auflage vor, an Leserinteresse scheint es da nicht zu fehlen. Die literarische Kritik sollte sich nicht zu gut sein, sich mit diesem literarisch wohl kaum bedeutenden, aber für die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit unentbehrlichen Wälzer auseinanderzusetzen, damit deutlich werde, was da durch Schreiben entlarvt wird.

Die Bücher, von denen in diesem imaginären Gespräch die Rede ist, in der Reihenfolge, in der sie erwähnt werden:

Hermann Kant: Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart. 2. Auflage, Aufbau Verlag, Berlin und Weimar 1991. – Friedrich Christian Delius: Die Birnen von Ribbeck. Erzählung. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1991. – Christoph Hein: Die fünfte Grundrechenart. Aufsätze und Reden. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1990. – Günter de Bruyn: Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1991. – Monika Maron: Stille Zeile sechs. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1991. – Martin Walser: Die Verteidigung der Kindheit. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991. – Erich Loest: Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk. Linden Verlag, Künzelsau und Leipzig 1990.

Willy Bretscher – den liberalen Standpunkt mit «hochgemutem Pessimismus» bezüglich Kollektiven und mit humanistischem Optimismus gegenüber dem Individuum vertritt, kann die Befürchtung nicht unterdrücken, dass im ehemaligen Ostblock, die sozialistischen roten Fäuste durch «national-sozialistische» Verirrungen abgelöst werden, die zwar diese Bezeichnung nicht beanspruchen, aber ihrem Wesen nach dort anzusiedeln sind. Jedenfalls ist die freie Welt auch nach dem kalten Krieg auf Mahner und Kämpfer, wie Willy Bretscher einer war, angewiesen.

[1] Willy Bretscher, Im Sturm von Krise und Krieg, Artikel von 1933 bis 1944, «NZZ»-Verlag, Zürich 1988. – [2] Willy Bretscher, Spannungsfeld kalter Krieg, «Neue Zürcher Zeitung» 1945–1967, ausgewählt und kommentiert von Katharina Bretscher Spindler, «NZZ»-Verlag, Zürich 1991. – [3] Willy Bretscher, Sowjetrussland nach Stalins Tod und Verdammung, «NZZ»Buchdruckerei, Zürich 1956, S. 10. – [4] Mit dem Buchtitel «Gegen rote und braune Fäuste» hat Carl Böckli, der unvergessene Kämpfer für die Freiheit mit den Waffen des Humors, Chefredaktor am «Nebelspalter», seine «Karikaturensammlung 1933–1948» überschrieben, erschienen 1949 im «Nebelspalter»-Verlag in Rorschach.

Wortmeldung zu einer Revolution

Der Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaft in Ostdeutschland

Das ist ein grossartiges, ein einseitiges, polemisches, ungerechtes, überdies ein leicht lesbares und lesenswertes Buch. *Melvin J. Lasky,* ein aufrechter, streitbarer, kompromissloser Antikommunist, beschreibt seine Erfahrungen, Erlebnisse und Erinnerungen im Jahr der deutschen Revolution, vom 9. November 1989 bis zum 9. November 1990 [1]. Lasky kam vor fast einem halben Jahrhundert mit der einrückenden US-Army nach Deutschland und erlebte von Anfang an die sich abzeichnende Konfrontation mit der Sowjetunion, die er als politische und persönliche Herausforderung empfand. Im Jahre 1947 griff er auf dem Kongress der deutschen Schriftsteller in Ost-Berlin in einer dramatischen Rede die Kommunisten an, die er an die Opfer des Stalinismus erinnerte. Dabei nahm er kein Blatt vor den Mund, nannte sowjetische Unterdrükkung sowjetische Unterdrückung und westliche fellow-traveller westliche fellow-traveller. Ein Sowjetfunktionär beschimpfte ihn als *«abstossenden, kriegslüsternen Faschisten und billige Hollywood-Imitation von Trotzky».* Ein DDR-Minister meinte einige Jahre später, *«wir hätten ihn in siedendem Öl kochen sollen».*

Lasky glaubte in jenen Zeiten, dass der Westen, der den Krieg gegen Hitler gewonnen hatte, in Gefahr stehe, den Nachkrieg gegen die ideologische Offensive des Sowjetkommunismus zu verlieren. Der junge Amerikaner hat daraufhin die einflussreichste deutsche

Zeitschrift der fünfziger und sechziger Jahre gegründet, den *«Monat»*, und hat bis zuletzt im Kalten Krieg gegen die kommunistische Bedrohung gekämpft. Nach dem Fall der Mauer traf Lasky den DDR-Intellektuellen *Wolfgang Harich*, der ihm zur Begrüssung sagte: *«Mein alter Feind, Sie haben gesiegt.»* Tatsächlich hat Lasky recht bekommen und recht behalten. Der Sozialismus mit seinen diktatorischen Regimes, seiner Planwirtschaft, seinem Bürokratismus und seiner Unehrlichkeit ist in sich zusammengesunken.

Die Aufzeichnungen Laskys bilden eine Abrechnung mit denen, die sich während der vier Jahrzehnte Ost-West-Auseinandersetzung als weich, als nur halbherzig demokratisch, als entgegenkommend gegenüber der Sowjetunion von *Stalin* bis *Breschnew* und der DDR von *Ulbricht* und *Honecker* gezeigt haben. Er weist darauf hin, dass westdeutsche Sozialdemokraten sich regelmässig mit ostdeutschen Kommunisten getroffen haben und dass *Egon Bahr* noch im Oktober 1989 verkündete: *«Lasst uns um alles in der Welt aufhören, von der Einheit zu träumen oder zu schwätzen.»*

Anders als Berlins Bürgermeister *Ernst Reuter*, der grösste unter den kalten Kriegern Europas, der wusste, dass Verhandlungen mit den Kommunisten nichts nützen würden, glauben heute *«kleinere Geister von geringerer Charakterstärke und Einsicht, ihr Geplauder über ‹Entspannung› oder ‹Koexistenz›, über ‹gegenseitige Freundschaft›, ‹Vertrauensbildung› oder die ‹kleinen Schritte› der Ostpolitik hätten zur historischen Wende beigetragen»*. Dem ist aber nach Laskys Überzeugung nicht so.

Dabei übersieht der Verfasser in seiner erregten Polemik, dass mit seiner Schelte auch die Regierung *Helmut Kohl* gemeint sein müsste, die konsequent die von *Willy Brandt* und *Helmut Schmidt* entworfene Politik der Entspannung, Koexistenz und Vertrauensbildung fortgesetzt hat und auf diese Weise den Zusammenbruch des Sozialismus gefördert und die Wiedervereinigung verwirklicht hat. Für die Bundesrepublik bestand keine andere Möglichkeit, schon weil alle amerikanischen Regierungen von *Kennedy* bis *Reagan* und *George Bush* trotz Konfrontation und Kaltem Krieg dreissig Jahre lang konsequent versuchten, mit der Sowjetunion ins Gespräch zu kommen; bis schliesslich *Gorbatschow* die verzweifelte wirtschaftliche Lage der Sowjetunion erkannte und den endgültigen Übergang von der Konfrontation zur Kooperation eingeleitet hat.

Die wirklichen Gegner Laskys sind aber nicht die Politiker, sondern die Intellektuellen, die deutschen Intellektuellen, die sich jahrzehntelang nicht hinreichend gegen den kommunistischen Totalitarismus zur Wehr gesetzt haben. *Günter Grass* beispielsweise, der *präceptor Germaniae*, setzte sich für eine Finnlandisierung Deutschlands ein, behauptete, dass es zwei deutsche Literaturen gäbe, plädierte für eine Konföderation der beiden deutschen Staaten, zu einer Zeit, da der Zug zur Einheit schon abgefahren war. Derselbe Grass aber hatte als Wahlhelfer von Kanzler Brandt allenthalben verkündet: *«Deutsche, ihr könnt stolz sein auf euer Land.»* Grass befürchtet, dass ein vergrössertes Deutschland mit Berlin als Hauptstadt ein neues Auschwitz bewirken könnte. Dazu bemerkt Lasky, dessen Familie in Auschwitz vernichtet wurde, er kenne und achte die tiefe, aufrichtige Betroffenheit von Grass in dieser Frage; aber dieser schwenke das Verbrechen des Völkermords wie ein blutverschmiertes Braunhemd hin und her und habe damit

die Tragödie wohlfeil gemacht. Grass würde – so Lasky – *«dem Andenken der Umgekommenen am besten dienen, wenn er das besagte Wort nie wieder in den Munde nehmen würde»*.

Lasky attackiert den Liedersänger *Wolf Biermann*, der ein Poet und ein Star ist, aber kein politischer Seher, am wenigsten wenn er singt, er gröle nicht *«Deutschland einig Vaterland — ich nicht. Ich schlucke keinen Löffel mehr von dieser ranzigen Hoffnung, ich zittere nicht mehr um dieses zerrissene Land»*; und der noch heute glaubt, *«ein Bündel von Reformen und ein Gemischtwarenladen voller Verbesserungen hätten ausgereicht, um in der DDR einen Sozialismus mit menschlichem Gesicht herbeizuführen»*. Erst spät hat er umgelernt: *«Ich spekulierte vor einem Jahr noch über die Chancen einer Auferstehung des Kommunismus in neuem historischen Gewand. Das alles sind des Meeres und der Lüge Wellen.»*

Lasky fragt sich, ob es abwegig sei, aus Ostdeutschland im Hinblick auf die erlittene Unfreiheit und die neuen Schwierigkeiten mehr zu erwarten als ein paar banale Gefühle und Sentenzen. *«Anderswo — in Moskau, Prag, Budapest und Warschau — lassen sich die unterschiedlichsten Stimmen vernehmen: Sacharow, Havel, Konrád, Michnik. Und sie alle klingen nach gründlicher Selbsterforschung. In Deutschland hält man vergebens Ausschau nach einem intellektuellen Aufbruch, der etwas einläuten könnte, worüber deutsche Intellektuelle ständig reden, ohne es jemals zu praktizieren: Vergangenheitsbewältigung.»* Die französische Linke hat frühzeitig – in den siebziger Jahren – Selbstkritik geübt, als *Solschenyzins* Romane über den Archipel Gulag in Paris veröffentlicht wurden. Die Wirkung war durchschlagend; nichts Vergleichbares ereignete sich bei den deutschen Intellektuellen.

Lasky schont niemanden, attackiert alle, die es seiner Meinung nach verdienen: *«Die Zeit»* und ihre politischen Redakteure *Marion Gräfin Dönhoff* und *Theo Sommer*, die 1986 *«in ein anderes Land reisten»* und schrieben, *«die niederdrückende Trübsal ist verflogen, das Land wirkt bunter, seine Menschen sind fröhlicher geworden»*. Er attackiert den einstigen ständigen Vertreter in Ostberlin, *Günter Gaus*, dessen Ideologie *«eine Mischung aus respektvollem Appeasement gegenüber einem mächtigen Nachbarn (der sonst vielleicht böse werden könnte) und einem wiedererstarkten Anti-Antikommunismus war (dem zufolge der Westen dafür verantwortlich war, dass der Kalte Krieg andauerte)»*. Er attackiert den Historiker *Jürgen Kocka*, der zu Lasky sagte, ihm scheine die DDR unter ihrem Wert beurteilt zu werden. *«Wenn es wirklich so schlimm war, wie erklärt sich dann die jahrelange Ruhe?»* Er attackiert auch en bloc *«die Blindheit der deutschen Intelligenz»* mit ihren wohlgemeinten Annäherungsversuchen.

Alles in allem, ein lebendiges, saftiges Buch, in dem es an persönlich-bekenntnishaften Äusserungen nicht fehlt: *«Ich appelliere an Grass, sich zu besinnen.»* Lobend hervorzuheben sind in dieser häufig pathetischen Darstellung die genauen Angaben der Quellen und Zitate.

Peter Coulmas

[1] Melvin J. Lasky, Der Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaft in Ostdeutschland, Ullstein Verlag, Berlin 1991.

Hinweise

Gedichte der osteuropäischen Avantgarde 1910–1930

Die Anthologie «Auf der Karte Europas ein Fleck», die Gedichte finnischer, tschechischer, slowakischer, polnischer, ungarischer, rumänischer, serbischer, kroatischer, slowenischer, bulgarischer, estnischer, litauischer und lettischer Lyriker aus der Zeit von 1910 bis 1930 vorlegt, und zwar in der Originalsprache und auf der gegenüberliegenden Seite in deutscher Übersetzung, setzt sich zum Ziel, die *«zu Unrecht vergessenen Dichter kleiner Literaturen»*, deren Beitrag zur Entwicklung und Herausbildung der Moderne beträchtlich ist, für die literarische Diskussionen der Gegenwart und für die Nachwelt zu «retten». Sicher ist es in manchen Fällen die Sprachbarriere, die Zugehörigkeit eines Werks zu einer Kleinsprache, die der Verbreitung und der Anerkennung im grösseren Raum im Wege standen. Aber mehr noch ist es wohl die Zeitgeschichte nach 1930. Europa hat erst zu Beginn des letzten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts wieder die Möglichkeit und die Bereitschaft, sich in einem umfassenderen, nicht bloss auf seinen westlichen Teil umspannenden Kulturraum zu begreifen. Es gab freilich schon immer Pioniere der Vermittlung, zum Beispiel Karl Dedecius mit seiner «Polnischen Bibliothek». Zu hoffen ist, dass ähnliche Unternehmungen gewagt werden. Der Herausgeber *Manfred Peter Hein*, der in seinem weit ausholenden Nachwort dem Leser das gemeinsame Abenteuer der Exkursionen zur Erprobung des Terrains von Literatur zu Literatur schmackhaft macht (übrigens auch in einem sorgfältig gestalteten Anhang mit biblio- und biographischen Angaben), tritt oft auch selbst als Übersetzer auf. Der gewichtige Band lädt zu Entdekkungen ein, zu Vergleichen auch. Und wenn auch die Basis zu schmal sein dürfte, den Ruhm von Dichtern neu zu begründen, die im westlichen Europa gänzlich unbekannt oder vergessen sind, so ist doch die Vielseitigkeit und der Reichtum der kleinen «Flecke» auf der Literaturkarte Europas erstaunlich und bewundernswert *(Ammann Verlag, Zürich 1991)*.

Albanischer Frühling

Der albanische Schrifsteller *Isamil Kadaré* suchte 1990 in Frankreich um politisches Asyl nach. Das war überraschend; denn Kadaré galt als ein geistiger Vorkämpfer jener Demokratisierung, die auch in Albanien zu beobachten war, und seine an sich gute Beziehung zum Parteichef Ramiz Alia, die in dem vorliegenden Band durch Auszüge aus dem Briefwechsel dokumentiert ist, weckte Hoffnungen. In dem Buch «Albanischer Frühling» erzählt Kadaré, warum seine Bemühungen vorerst scheiterten und er selbst der Verhaftung und Verfolgung nur durch die Ausreise entgehen konnte. *«Diktatur und Literatur»*, sagt er, *«sind wie zwei wilde Tiere, die einander unausgesetzt an der Gurgel packen.»* In drei Teile ist Kadarés Rechenschaftsbericht gegliedert: In Berichte, in Briefe und – im dritten Teil – in Hoffnungen, die letzteren freilich gedämpft durch die Sorge, es könnte jederzeit zum Rückschlag kommen *(Neuer Malik Verlag, Kiel 1991)*.